60 Jahre Mittelhof
eine Doppelconference zu Ehren des Jubiläums

mit Prof. Dr. C. Wolfgang Müller
und Dr. Detlef Horn-Wagner

Prolog

Wir stehen vor dem großen hellgrauen Haus. Keine mitreißende Architektur. Zweckbau der sechziger Jahre. Kostensparend und laut. Noch keine Schnörkel und Säulenornamente. Reine Putzfassade.
„Da drüben ist mein Arbeitsplatz" sage ich.
„Mein Beileid" sagt er.
„Ach, drinnen ist es gar nicht so übel. Lange Flure. Bürozimmer mit einem Schreibtisch oder auch mal zweien. Besucherecke mit Topfpflanzen. Schreibpool. Diktiergeräte. Gute neue Telefonanlage. Kleine Fachbibliothek mit Gesetzes-Sammlungen. Kantine."
„Aha" sagt er, „Öffentlicher Dienst".
„Wir haben Gleitzeit" sage ich. „Die Sekretärinnen kommen früh. Die Sachbearbeiter kommen später. Sie haben häufig noch am Abend zu tun, und vor zehn läuft bei uns sowieso nichts."
„Sag ich doch" sagt er. „Öffentlicher Dienst" [1] (MÜLLER 1994,9)

Wir gehen also hinein:
Lange Flure. Türen rechts und links, moderne Steckschilder für Namen und Stellenzeichen, die Namen kleiner. Neon-Licht, die Wände in „verwaltungsbeige", Steintreppen, auf dem Boden pflegeleichtes Linoleum. Es hallt.
„Abweisend" sagt er.
„Behörde" sage ich. „War schon immer so."
„Solltet ihr schleunigst ändern" sagt er, „kommt nicht so gut."
„Wir arbeiten daran" sage ich.

Rechts hinter dem Glaskasten des misstrauischen und gleichermaßen desinteressierten Pförtners erweitert sich der Gang zu einer kleinen Halle. Eine Art Galerie: An den Wänden verschiedene Porträts, einige „in Öl", andere als größere Photographien in schmalen Messingrahmen.

In der hinteren Ecke ein streng blickender Herr in dunklem Tuch, steifer Hut, Vollbart. Der Armenvogt.

Links von ihm eine jüngere Frau, hochgeschlossenes Kleid, Schürze, die Haare glatt nach hinten gekämmt. Die Kindergärtnerin.

Gegenüber der Tür zwei Bürgerfrauen des endenden 19. Jahrhunderts, ihnen zur Seite ein paar „Wandervogel"- bewegte junge Männer, Kniebundhosen, Wanderstiefel, Klampfe.

In der Ecke eine ältliche Dame im grauen Kostüm, das Haar als Knoten, Lodenmantel. Die Fürsorgerin.

Rechts davon eine resolut wirkende Dame, weiße Bluse, dauergewelltes, schon ergrautes Haar. Eine SPD - und Frauenrechtskämpferin.

Gegenüber ein Herr im altmodischen aber korrekten Anzug, Krawatte. Der Beamte des Innendienstes.

Neben der Tür ein „Berufsjugendlicher" mit Lederjacke, Rauschebart, Nickelbrille und Palästinenser-Tuch, am Fenster eine junge Frau, unauffällig, lila Latzhose ...

„Wer sind die denn?" fragt er entgeistert.
„Die Väter und Mütter" sage ich, „die Institutionen und Bewegungen der Sozialen Arbeit haben viele Väter und Mütter."
„Und der da?" Er zeigt auf ein „Braunhemd". Parteiabzeichen, Ehrennadel der „NSV".
„Die Nazis" sage ich, „damals war so gut wie alles gleichgeschaltet."
„Hab' ich noch gar nicht", er zeigt auf die Nadel der „Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt".
„War auch nicht so begehrt damals" sage ich. „Die Nazis hatten es nicht so mit den Schwächeren."
„Kenn' ich" sagt er, „war später bei uns in Cottbus auch so."
„Fehlen noch'n paar Bilder, nicht?" Er grinst.
„Sicher" sage ich, „manche sind schon wieder abgehängt, manches ist noch so nah, dass es noch nicht Geschichte sein kann,"
„Ganz schönes Gruselkabinett" sagt er.
„Auf viele dieser Väter und Mütter dürfen wir sehr stolz sein" widerspreche ich. „Es sind viele mutige Frauen und Männer darunter, viele haben ihre Gesundheit in diesem Beruf gelassen, manche auch ihr Leben."

„Allerdings" füge ich hinzu, „bei einigen müssen wir uns auch schämen." [2] (HORN-WAGNER, 1995, 48)
„Und die da?" Er zeigt auf eine amerikanische Quäkerin im Arm eines Sheriffs und wirkt ganz begeistert. „Habt Ihr hier auch Wildwest gespielt?"
„Na, ja", räume ich ein, „das ist ein bisschen Marketing: Grace Kelly als Quäkerin im Filmklassiker Highnoon."
„Und wozu?", fragt er.
„Die Quäker haben seit über 400 Jahren, gemessen an ihrer vergleichsweise geringen Zahl weltweit überaus erfolgreich und engagiert in vielen gesellschaftlichen und sozialen Bereichen gewirkt. Hier um die Ecke z.B. haben sie vor 60 Jahren ein Nachbarschaftsheim sozusagen aus der Taufe gehoben, das heute noch existiert. Das wollten wir herausstellen

und würdigen, denn darauf können wir wirklich stolz sein. Soll ich es Dir mal zeigen?“
„Ja, gerne.“
„Na dann los!“
Wir gehen ins Café.

Prof. Dr. C. Wolfgang Müller (im folgenden CW) Meine sehr geehrten Damen und Herren, verehrte Kollegen, liebe Nachbarn, liebe Gäste. Wir möchten zwischen Büfett und Klezmer einen Dialog zwischen früher und heute, alt und jung, drinnen und draußen führen.

Wir möchten den 60. Geburtstag des Nachbarschaftsheim Mittelhof feiern und dabei innehalten und der Zeiten gedenken, als Nachbarschaft und Nachbarschaftlichkeit noch nicht in die moderne Vokabel „Sozialraum“ übersetzt worden oder mit dem Makel des nationalsozialistischen Luftschutzwartes oder des realsozialistischen Hausvertrauensmanns in Einklang gebracht worden war.

Dr. Detlef Horn-Wagner (im folgenden HW) Wir stehen hier oben zu zweit, weil wir unterschiedliche Perspektiven auf den Mittelhof verkörpern: Wolfgang Müller als Experte für die Entwicklung der Sozialen Arbeit und als Zeitzeuge, ich als kritisch - wohlwollender Beobachter der Entwicklung sozialer Institutionen und auch der Wellenbewegungen, die es dabei gegeben hat. Vieles wiederholt sich halt. Heißt es heute „Sozialraumbezug“, verstanden wir früher darunter „Gemeinwesenarbeit“ oder eben „Nachbarschaftshilfe“.

CW Beide haben wir einen persönlichen Bezug zum Mittelhof: Meine Tochter ist in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts nebenan in den Kinderladen und hier in den Hort gegangen und hat sehr positive Erinnerungen an die Kinder, mit denen gemeinsam sie hier viele Sachen gemacht hat, die ihr geholfen haben, erwachsen zu werden. Detlef Horn-Wagner hat 1973 um die Ecke sein Abitur gebaut und kennt den Mittelhof aus einer eher „jugendlichen“ Perspektive.

HW Beide sind wir immer noch und immer wieder menschlich mit dem Mittelhof verbunden: Viele der Beteiligten sind uns persönlich seit Jahren gut bekannt und vertraut.

Unser kleiner „Event“ hier oben auf dieser Bühne hat ein Motto. Wir widerlegen nämlich G. C. Lichtenberg, der um 1780 gesagt hat: „Die Welt wäre glücklicher, wenn sich ein jedweder um die Dinge der anderen so wenig bekümmern würde, wie um seine eigenen.“ Falsch. Die Welt wäre glücklicher, wenn sich ein jedweder auch um die Dinge der anderen so bekümmern würde, wie er sich wünschte, dass die anderen sich auch um ihn bekümmerten.

Der Mittelhof beweist seit 60 Jahren, dass eine so verstandene Nachbarschaft funktioniert und die Welt in Steglitz und Zehlendorf damit ein Stück glücklicher geworden ist.

CW Davon bin ich und sind wir wohl alle hier überzeugt!

HW Dich wird als Historiker, lieber Wolfgang freuen, wenn ich Dich wissen lasse, dass Forscher der Washington University in St. Louis (Missouri) 2006 den in der Gehirnforschung schon länger vermuteten Zusammenhang nachweisen konnten, dass Vergangenheit und Zukunft im Gehirn etwas miteinander zu tun haben. Mehr noch: Jegliche Zukunftsplanung, so die Forscher, sei eng mit der Erinnerung an die Vergangenheit verbunden. Kleine Kinder etwa, die noch kein gedankliches Konzept für „letzte Woche“ haben (können), können auch noch keine Vorstellung von „nächsten Dienstag gehe ich zum Kindergeburtstag“ entwickeln.

Das Gehirn verarbeitet also offenbar die Zukunft immer auch vor dem Hintergrund der von ihm gespeicherten Vergangenheit. Das zeigt sich u.a. auch daran, dass Personen mit Gedächtnisverlust (Amnesie) deutliche Schwächen bei der Planung zukünftiger Handlungen zeigen. Die mit Hilfe eines Magnetresonanztomographen (MRT) durchgeführten Untersuchungen haben gezeigt, dass die Gehirnregionen, die die tatsächliche „eigene Vergangenheit“, und jene, die die „eigene Zukunft“ verarbeiteten, absolut dieselben waren. Daraus leiteten die Forscher ab, dass der Mensch ständig Bilder und Begriffe aus seiner persönlichen Vergangenheit benutzt, um die persönliche Zukunft zu planen. Das ist der Grund, warum wir beide hier oben stehen und uns über die Geschichte des Mittelhof unterhalten wollen. Denn wir glauben, dass aus der Geschichte auch der Weg in die Zukunft deutlich werden kann und wird.

CW Das erinnert mich an die folgenden zwei Zitate, die etwas ganz ähnliches aussagen:

„Riesen“, so der Wirtschaftsnobelpreisträger und Kommunikationsexperte ROBERT K. MERTON, „sind letztlich Zwerge, die auf den Schultern der anderen stehen.“ Und MACHIAVELLI glaubt: „Wer die Zukunft voraussehen wolle, müsse in die Vergangenheit blicken, denn alle Dinge auf Erden haben jederzeit Ähnlichkeit mit dem Vergangenen gehabt.“

HW Ich darf Dich daran erinnern, dass GEORGES SANTAYANA überdies mahnt, dass jene, die sich nicht der Vergangenheit erinnern, dazu verurteilt sind, sie zu wiederholen.

CW Das muss im Fall der Nachbarschaftsheime kein Nachteil sein, finde ich!

HW Eben, denn die Fakten sind gerade für den Mittelhof beeindruckend:

20 Standorte, drei Nachbarschaftshäuser (Königstraße, Folke - Bernadotte, Lilienthal), ein Mehrgenerationenhaus als Modellprojekt, 14 Kitas, drei Schulkooperationen, 100 Gruppen im Hause, unzählige Angebote für ständige Gruppen, für Einzelne, für Kurse, für „Ungebundene“, tausende Besucher im Jahr ...

Dazu: Kooperationen und Vernetzungen mit der Freiwilligenagentur, mit Wohlfahrtsverbänden, dem Sozialamt, dem Präventionsbeirat, Teilnahme an Runden Tischen, AGs nach § 78 SGB VIII (KJHG), Projekt - Werkstätten, Konzeptgruppen, Kooperationen mit anderen Nachbarschaftsheimen, Knüpfen Paritätischer Netze etc. etc.

60 Jahre Mittelhof
eine Doppelconference zu Ehren des Jubiläums

CW Die frühen Nachbarschaftsheime der Quäker - die auf „settlements" englischer und amerikanischer Reformpädagogen zurückgehen - waren herausragender Ausdruck einer „Hilfe zur Selbsthilfe", die insbesondere in Großbritannien und den USA die damals (noch) nicht vorhandene sozialstaatliche Unterstützungstätigkeit in individuellen und gesellschaftlichen Krisensituationen ersetzen sollte. Sie sollten vor allem in den Einwanderungszentren Nordamerikas helfen, die zahllosen Immigranten mit den alltäglichen Erfordernissen des neuen Landes, mit dessen Sprache, mit seinen Gewohnheiten, Ritualen und Gesetzen vertraut zu machen, dabei aber auch die Wurzeln zu pflegen, die in den Herkunftsländern der Einwanderer lagen. Die „Nachbarschaft" war neben der Familie der eigentliche Kraftquell bei der Entwicklung Nordamerikas zu einem mehr oder weniger einheitlichen „Staat".

Im September 1946 besuchte Dr. Hertha Kraus aus Philadelphia die Geschäftsstelle des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge am Frankfurter Schaumainkai 35. Sie kam als Abgesandte der amerikanischen Quäker, um die Gründung von Nachbarschaftsheimen dieser angloamerikanischen und pazifistischen Glaubensgemeinschaft in dicht besiedelten Arbeiterwohnquartieren vorzubereiten. Außerdem schwebte den Quäkern vor, in den Westzonen Deutschlands zwei oder drei Konferenzhäuser einzurichten, in denen „Fürsorgetagungen und Konferenzen sowie Freizeiten und Nachschulungskurse für Sozialarbeiter abgehalten werden können. Auch diese Heime sollen von Quäkern betrieben und geleitet werden." Hertha Kraus war mit den deutschen Verhältnissen gut vertraut. 1897 in Prag geboren hatte sie in Frankfurt am Main studiert und war 1919 mit einer Arbeit „über Aufgaben und Wege der Jugendfürsorgestatistik" zum Dr. rer. pol. promoviert worden. Bis zum 30. November 1933 war sie die mit 26 Jahren (bei ihrer Ernennung) jüngste deutsche Stadtdirektorin und Leiterin des Wohlfahrtsamtes der Stadt Köln gewesen und hatte sich insbesondere um die Entwicklung des Anstaltswesens für Erwachsene gekümmert. Nach der Verdrängung aus ihrem Amt durch die Nationalsozialisten war sie in die Vereinigten Staaten emigriert und war zur Zeit ihres ersten Deutschlandbesuches Professorin für Social Economy and Social Research am Bryn Mawr College in Philadelphia.

Hertha Kraus fand das deutsche Fürsorgewesen - bis zur Machtergreifung durch die Nationalsozialisten hoch entwickelt und international anerkannt - in einem verzweifelten Zustand vor. Das System der Sozialversicherung war mit dem politischen und militärischen Zusammenbruch des 3. Reiches zusammengebrochen und trug eine Schuldenlast von 16,5 Mrd. Reichsmark, der Reichsstock der Arbeitslosenversicherung war durch die Alliierten gesperrt, ein Fünftel der Gesamtbevölkerung lag im ursprünglichen Sinne dieses Wortes auf der Straße. Flüchtlinge, Ausgebombte und Evakuierte mussten auf ihren wochen- und monatelangen Transporten verpflegt werden, sie mussten in den vom Krieg verschonten landwirtschaftlich genutzten Gebieten des Reiches untergebracht werden, ihr Lebensbedarf musste durch die Beschlagnahme von Wohnraum und von Kleidung, Schuhwerk und Hausgerät gesichert werden und sie mussten mittelfristig eine neue Arbeits- und Lebensgrundlage erhalten. Diese unmittelbaren Kriegsfolgen trafen vor allem die Landgemeinden, deren Bevölkerung in den ersten beiden Nachkriegsjahren um 30 Prozent zunahm, während die großen Städte einen Teil ihrer Bewohner durch Evakuierungen und Bomben verloren hatten. Sozial- und Wohnungsämter litten unter einer kaum vorstellbaren Personalnot. Nahezu alle männlichen Fürsorger waren zum Kriegsdienst

eingezogen worden oder mussten wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer nationalsozialistischen Organisation den Dienst quittieren. Über das Ausmaß dieser frühen Entnazifizierungsphase gibt es widersprüchliche Angaben. Es liegen Aussagen von Zeitzeugen vor, denen zufolge nur wenige nationalsozialistische Fürsorger von sich aus ausschieden. Andere Gewährsleute konstatieren, dass „zunächst...eine große Reihe eingearbeiteter Sachbearbeiter ausgeschieden (sei); sie konnten nicht überall durch Kräfte ersetzt werden, die über alle Voraussetzungen für die behördliche Arbeit verfügten".

Hilfe, Erziehung („social learning") und Geselligkeit („social life") sollten standortbezogen angeboten und gegeben werden. Lokale Eliten sollten identifiziert, gefördert und qualifiziert werden. Der ganze Kiez sollte sich im Nachbarschaftsheim wiederfinden. Die Urbanstrasse hat gerade den Bundespreis „Netzwerk Nachbarschaft" erhalten.

HW Das klingt in der Tat wie der Stein der Weisen, man staunt, dass der Gedanke der sozialraum- bzw. kiezorientierten Nachbarschaftshilfe nicht viel mehr aufgegriffen wurde und wird. Du erlaubst, dass ich dennoch und gerade auch an einem solchen Abend einige kritische Töne zum Konzept und zur Modernität des Ansatzes der Sozialraumorientierung anschlage und mich dabei selbst zitiere.

CW So kennen wir Dich.

HW Die Befürworter einer sozialräumlichen Orientierung z.B. der Jugendhilfe in Berlin führen ins Feld, dass dadurch „passgenaue, flexible, möglichst wohnortnahe" Hilfe für die betroffenen Kinder, Jugendliche und deren Familien ermöglicht werden. Sie sagen, dass, wenn ein Mensch, „groß oder klein" (Jugendamt Tempelhof - Schöneberg) Unterstützung oder Beratung braucht, er sie am besten dort erhalten sollte, wo er sich „normalerweise aufhält, in seinem sozialen Raum nämlich." (ebd.)

Gegen diese Argumentation ist im Grundsatz nichts einzuwenden; im Gegenteil haben sich in den letzten vierzig Jahren Sozialer Arbeit immer wieder (Stichwort: „Gemeinwesenarbeit") die unbestreitbaren Vorzüge einer wohnortnahen und „kiez"- verbundenen Organisation von (flexibler) Hilfe erwiesen. Mehr noch, Soziale Arbeit hat ihre Wurzeln in dieser Form der - auch selbstaktivierenden (Stichwort: „Hilfe zur Selbsthilfe") - Hilfe, wenngleich eher in England und in den USA als in Deutschland oder Frankreich.

Dagegen ließe sich allenfalls einwenden, dass für einen gewissen Prozentsatz der Klientel der Sozialraum eben kein guter Nährboden war und ist und sie ihn deshalb so schnell wie möglich verlassen sollten. Dagegen ließe sich auch einwenden, dass Nachbarschaft immer „dann nicht funktioniert, wenn sie verordnet" wird (ein Zitat von Dir, lieber WOLFGANG!) und es ließe sich einwenden, dass die Mehrheit der Klienten kein allzu großes Interesse an der Hilfestellung durch die Menschen in ihrer unmittelbaren Umgebung haben, die mit Hilfe ihres vordergründigen Altruismus, subtile Formen der Abwertung und Entwürdigung entwickeln, um sich lediglich selbst aufzuwerten. Aber diese Argumente (und einige andere) sind bekannt und da es bei der Diskussion um die Sozialraumorientierung in Berlin (bislang jedenfalls noch) nicht dogmatisch zugeht und auch andere Hilfekonzepte „zugelassen" sind, will ich es damit bewenden lassen.

Sozialraumorientierung schließt als „Arbeitsprinzip“ (!) an eine (gute) Idee ausdrücklich an, die davon ausgeht, dass der „Anlass“, der „erste Kontakt“ mit den staatlichen Institutionen Öffentlicher Jugendhilfe genau dann nicht zu einem (teuren!) „Fall“ wird, wenn die vorhandenen Ressourcen beim Klienten, in seinem unmittelbaren (familiären oder kommunikativen) Umfeld oder eben in seinem Sozialraum erschlossen werden können. Die „Zunft“ geht dabei nach wie vor davon aus, dass dieses „Erschließen“ mehr oder minder professioneller Unterstützung bedarf, damit die Veränderungen auch nachhaltig wirken (Stichwort: Nachhaltigkeit Sozialer Arbeit und Wirksamkeitsdialog).

Ich kann nur nicht erkennen, was daran substanziell „neu“ sein soll? Du?

CW Nein.

HW Vielleicht geht es heut weniger um Partizipation, eher um Konsum, um Abnahme, um Teilhabe? Was denkst Du?

CW Das Lehnwort „Partizipation“ hat ja eine merkwürdige Karriere in den letzten beiden Jahrzehnten gemacht. Früher haben wir von „Selbstbestimmung‘“(und von „Selbsthilfe“) gesprochen und haben das „Selbst“ aus den „Emanzipationsbestrebungen“ des „Ich“ von „fremder Herrschaft“ hergeleitet. Habe den Mut, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen. Das forderte der Mann aus Königsberg. Im Laufe der Zeit wurde das „selbst“ zum „mit“ und die Bestimmung über das Ganze zur „Teilhabe“ an einigen zugestandenen Teilen. Die alten Nachbarschaftsheime gingen noch stolz von der Selbstbestimmung ihrer aktiven Mitglieder über das Wohl und Wehe ihres Hauses aus. Der Tätigkeitsbericht des Nachbarschaftsheim Mittelhof aus dem Jahre 1948 nennt 104 Namen von tätigen und bestimmenden ehrenamtlichen Mitgliedern. Sie arbeiteten im Verein, im Arbeitsausschuss, im Personalausschuss, im Finanzausschuss, in der Sozial- und Kinderarbeit, beim Aufbau des Konferenzzentrums aktiv mit und gestalteten im „Jugendrat“ die Jugendarbeit nahezu selbständig. Wer mitmachen wollte, der war willkommen. Keine sollte zurückgewiesen, keiner sollte herausgebissen werden.

Damals gab es noch nicht die Vorstellung von einer professionellen Dienstleistung, die von Profis jenen „Nutzern“ angeboten wurde, die man heute „Kunden“ nennt. Betriebswirtschaftliches Denken lag meilenweit von uns weg. Wir kannten es nicht. Und wenn wir es gekannt hätten, hätten wir es nicht gemocht.

HW Es ging um den Menschen, ich verstehe, weniger wie heute (immer mehr) um den sog. „Kunden“. Wobei mit dem Kundenbegriff überaus inflationär in der Sozialen Arbeit umgegangen wird. Ich bin nicht ganz sicher, ob die Philosophie, die dahinter steckt, die Realität Sozialer Arbeit immer trifft.

Für die Amerikaner ist ein Kunde ein Kunde nur dann, wenn er hat: „Voice“ (also sich Gehör verschaffen kann), „Exit“ (also den Kontext jederzeit verlassen kann) und „Money“ (also die „Ware“ bezahlt). Das kennen wir ja auch: Wer die Musik bestimmt, bezahlt, und wer bezahlt, darf auch die Musik bestimmen. Wir Deutschen sind natürlich tiefgründiger in der Differenzierung des Kundenbegriffs: Bei uns muss der „Kunde“ auch noch „kundig“ sein und „profitieren“ können.

Angesichts der komplizierten Dreiecks-Finanzierungsmodelle in Deutschland - und davon ist ja auch der Mittelhof nicht ausgenommen - bin ich eben skeptisch, ob so gesehen der Kundenbegriff immer der Weisheit letzter Schluss ist.

Immerhin: Die Angebote sprechen dafür, dass im Mittelhof ein überaus hohes Maß an Kundenorientierung diese Frage zugunsten des Kundenbegriffs entscheidet.

Wenn Du willst, lieber Wolfgang, kannst Du Dich hier selbst verwirklichen: Vom „Autogenen Training" bis zur „Zen-Meditation" ist alles dabei.

Wie war es denn zu den Anfängen?

CW Selbstverwirklichung war für uns weder ein umgangssprachliches Wort noch bezeichnete es eine Sache, die uns wichtig schien. Wir verwirklichten uns durch unsere Tätigkeit, durch Arbeit in Beruf, Freizeit, Familie und Nachbarschaft. Wir wussten sehr wohl, dass wir dazu miteinander in Beziehungen treten mussten. Dass diese Beziehungen durch Kommunikation gestiftet wurden. Und dass diese Kommunikation nach ihrem Verfall in den Zeiten des Nationalsozialismus einer kultivierenden Erneuerung bedürfe.

Ich erinnere mich noch sehr gut, dass wir damals in der Jugendarbeit Seminare veranstalteten, bei denen die jungen Leute (und wir selber) die demokratischen Spielregeln der „Diskussionsleitung" erlernen mussten. Wir hatten in Hitlerjugend und BDM ja nicht gelernt, die anderen ausreden zu lassen und selber aufmerksam zuzuhören, was diese anderen sagten und was sie wohl meinen würden. Zuhören, ausreden lassen, den eigenen Beitrag zurückzustellen, bis man selber „dran" war, antworten, ohne immer und überall „anzugreifen" und Meinungsgegner als „Gegner" und nicht als „Feinde" zu begreifen, das war eine neue und für uns hohe Kunst - wenn wir es nicht schon vorher in unseren antifaschistischen Elternhäusern gelernt hatten.

HW Immerhin, die Nachreifung in Kommunikation hat offenbar etwas bewirkt. Du kennst ja die beiden wunderschönen Zitate dazu: „Zwei Monologe, die sich gegenseitig immer und immer wieder störend unterbrechen, nennt man eine Diskussion." (CHARLES TSCHOPP) Und altbekannt - und doch immer wieder schön: KARL VALENTIN.

CW Ja: „Es ist zwar alles gesagt - aber eben noch nicht von allen."

HW Wir führen hier übrigens einen Diskurs: Denn „Diskurs" wurde ursprünglich in der Bedeutung „erörternder Vortrag" oder „hin und her gehendes Gespräch" verwendet. Das erinnert mich an eine Kommunikationsmethode aus Dänemark und bietet gleichzeitig einen eleganten Übergang nach Skandinavien. Die Dänen unterscheiden in einer Diskussion die Beiträge nach: „plausibel/nachvollziehbar", „fraglich - im Sinne, dass eine Frage offen geblieben ist", „skeptisch", „kritisch - im Sinne, dass die Meinung vom Vorredner abweicht" und „lobenswert/anerkennenswert". Bis auf „lobenswert" hast Du immer eine sehr begrenzte Redezeit von weniger als zwei Minuten und wenn Du Kritik üben willst, musst Du sogar Deine Kritik begründen und einen Alternativvorschlag anbieten.

CW Sehr anerkennens- und lobenswert!

HW Ja, gerade in Berlin sehr zu empfehlen. Der Berliner neigt ja sehr dazu, seine Kritik eben nicht zu begründen und lässt sich allenfalls zu einem sehr eingeschränkten „Lob" hinreißen: „Da kannst Du echt nicht meckern!"

Doch zurück nach Skandinavien: Warum gab es aus Deiner Sicht von dort keine wesentlichen Prägungen auf die Nachbarschaftsbewegung?

CW Die Jahre nach dem 2. Weltkrieg sind bei uns in West und Ost vor allen durch die politischen und kulturellen Überlieferungen der Sieger- und Besatzungsmächte geprägt worden. Und da spielte Skandinavien keine Rolle. Gewiss, in der Erwachsenenbildung haben wir viel von Nikolai Frederik Grundtvig gelernt und seinen dänischen Heimvolkshochschulen. Aber über die prägenden Einflüsse der skandinavischen Demokratie habe ich eigentlich zum ersten Mal von dem politischen Emigranten Willy Brandt erfahren.

HW Du warst von 1960 bis 1964 Willy Brandts Reden – „Inspirator"?

CW Ich habe ihm zugearbeitet, als er Regierender Bürgermeister von Berlin war und sich anschickte, eine führende Rolle in der damaligen Bundespolitik zu übernehmen. Damals habe ich gelernt, wie man ein Gremium von Gleichberechtigten moderiert, ohne es zu dominieren.

HW Ein besonderes Kapitel der „Internationalität" ist natürlich die Rolle des Mittelhof nach der Maueröffnung.

CW Ausführlich wird das von BARBARA TENNSTEDT in der Festschrift beschrieben.

HW Ebenso wie die augenblicklichen Angebote. Du könntest hier - wie schon erwähnt -, lieber Wolfgang, fast alles tun, was Du magst, denn:

„Nachbarschaftszentren

- verstehen sich als Bürgerinitiative
- sind Träger sozialer Einrichtungen
- sind sensibel für Probleme
- fördern die Selbsthilfe und Selbstorganisation
- sind Orte der Kultur und Kommunikation
- arbeiten bürgernah und transparent
- motivieren und fördern ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
- suchen und fördern die Zusammenarbeit." (GEORG ZINNER)

Und eine Bildungs-Einrichtung sind sie auch, darf ich hinzufügen. Nicht zu vergessen, dass der Mittelhof viele Jahre auch Träger offener Jugendarbeit war, GERD SCHMITT berichtet ausführlich darüber.

Wie sah denn das Angebot vor 60 Jahren aus, Wolfgang?

CW Ich kann nur über die allgemeine, die behördliche Jugendarbeit sprechen. Die wurde

bestimmt durch Jugendgruppenheime, Jugendfreizeitheime und die Häuser der Jugend, die Ella Kay Ende der fünfziger Jahre in den einzelnen (West)Bezirken der Stadt einrichtete. Wohl auch, um ein Gegengewicht gegen die Anziehungskraft der Freien Deutschen Jugend zu schaffen, die im Osten der Stadt versuchte, ein „fröhliches Jugendleben“ zu entfalten.

Kulturell gesprochen war die Jugendarbeit damals eher kleinräumig - konservativ orientiert und versuchte, ein Gegengewicht gegen den nordamerikanischen „Jazz“ und die mit ihm verbundenen Modetänze zu bilden. Die Nachbarschaftsheime waren da „moderner“ und „internationalistischer“.

Und Ökologie spielte für uns damals überhaupt keine Rolle. Wir rauchten wie die Schlote, wir trennten keinen Müll und wir holzten im Winter des Jahres 1947/48 den halben Grunewald ab, um nicht zu erfrieren. Die „Konsumorientierung“ und der damit verbundene „Kaufrausch“ kam erst lange nach Währungsreform und „deutschem Wirtschaftswunder“. Und er kam in Berlin später als in der übrigen Bundesrepublik. Die Nachbarschaftsheime sind nicht aus dem Überfluss entstanden, sondern aus der gemeinsam erlebten Not....

HW .....und sind damit Ausdruck einer sich kultivierenden Gesellschaft in europäischer Tradition.

CW Haben wir nicht etwas vergessen?

HW Gender?

CW Nicht nur das Wort kannten wir damals noch nicht. Auch nicht die damit zusammenhängenden Probleme. Wer da war und mitmachte, der war eben willkommen. Die Namen der Aktiven im Mittelhof in den ersten Jahren nach der Gründung nennen fast ebenso viele Namen von Frauen wie von Männern. Sicher: damals waren wir Männer noch Mangelware. Und unabhängig davon waren und sind traditionell Frauen in Familie und Nachbarschaft tonangebende und richtungsbestimmende Leitungspersonen. Das sehen wir so wie damals auch heute. Wenn wir nämlich die beiden Leiterinnen des Mittelhof auf die Bühne bitten, um ihnen gemeinsamen Dank zu sagen für ihre Arbeit zu unserer aller Wohl!

Gisela Hübner und Ingrid Alberding also bitte auf die Bühne!

---

[1] Müller, C. Wolfgang (1994: Jugendamt. Geschichte und Aufgaben einer reformpädagogischen Einrichtung. Weinheim.

[2] HORN-WAGNER, DETLEF (1995). Und sie bewegen sich doch (nicht)?! Möglichkeiten und Grenzen der Organisationsentwicklung von Jugendbehörden - ein Impulsreferat für die Arbeitsgruppengespräche zur Ressourcenoptimierung. In: Verein für Kommunalwissenschaften: Jugendhilfeplanung - ein wirksames Steuerungsinstrument der Jugendhilfe, Berlin.